



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 263.

Donnerstag, 8. November.

1928.

(Schluß.)

Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

Inges Hände sanken herab. So war es jeden Tag . . . Er näherte sich ihr, als ob er etwas Wichtiges sagen wollte, und ging wieder. Trieb ihn noch immer die Scham fort, weil Grotted seine Blindheit erlkannt hatte?

Sie hörte ihn schon wieder diktieren. „ . . . Unvergesslich ist so ein Tropengewitter. Alle Flammen der Hölle schlugen stundenlang auf die Erde. Die Japaner lagen platt auf der Erde und beteten sinnlose Gebete . . . Nein, streichen Sie „sinnlose“ aus! Sie hatten Sinn für jene . . .“

Inge lief hinaus zu ihm, der abwartend da stand.

„Will er noch immer nicht mit mir reden?“

„Warte ab, Liebster!“

Wie lange werde ich wohl noch warten können? dachte er, auf die Stadt drunten blickend, in deren verworrenen Häusern sich irgendwo sein Schicksal braute.

„Sieh!“ Er folgte ihrem Blick: der Regenbogen verblaßte auf der dunkeln Wolkenwand. Ihn fröstelte. Der Bogen des Friedens verschwand. Und im gleichen Augenblick, in dem er das empfand, wußte er auch, warum es ihn so durchschütterte. Die Serpentinstraße herauf war ein Auto gekommen, das nun vor dem gelben Haus hielt und dem zwei Männer entstiegen. In dem einen glaubte er diesen Kiewening zu erkennen — aber vielleicht war auch nur dies Warten, dies nervenzerreißende Warten schuld, daß er in diesem Menschen seinen Feind erkannte, diesen kleinen und doch so gefährlichen Feind.

Hundert Bilder wirbelten durch sein Hirn, während die beiden unten eintraten. Das letzte waren die Zeitungen mit ihren aufpeitschenden Notizen und Berichten über die Fälschungen. Übrigens hatten sie mit einem Schlag, wie auf ein Kommando, aufgehört, sie waren gekommen und entschwinden wie eine Springflut. Nur einige verbissene Handelsredakteure artikelteten noch über den Zusammenhang mit dem Sowjetkongress in Paris. Ach, das war alles gleichgültig, wesenlos geworden wie ein Spul. Aber das, was da nahte, war Wirklichkeit, die ihn angriff.

Der Diener kam und meldete zwei Herren an, die sich nicht abweisen lassen wollten und die Herrn Grotted zu sprechen wünschten. Der eine habe sich als Kriminalbeamter legitimiert, setzte er in schlecht verhehlter Neugierde hinzu.

Ehe Grotted sich gesammelt hatte, traten sie schon ins Zimmer.

Kiewening stand wichtig, gespreizt. „Wir kennen uns ja schon, Herr Grotted?“ sagte er in forciert gemüthlichem Ton. Oh, dachte er — ich weiß, wie man bestimmte Leute am ehesten zum Geständnis bringt!

„Ich bin Kurt Grotted, ja. Was wünschen Sie?“ Der Beamte stellte sich vor. „Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, die sich sicher bald auflären wird. In Ihrer Wohnung wurde uns gesagt, daß wir Sie hier treffen würden. Sie hatten Nachricht hinterlassen. Nun, das zeugt von gutem Gewissen.“

Grotted verneigte sich leicht. Inge, die die Men-

schen hinausweisen wollte, bebt zurück, als sie in sein Gesicht sah, das totenblaß war.

Der Beamte änderte plötzlich seinen Ton und fragte, ihn scharf anschauend: „Wollen Sie mir, bitte, sagen, woher das Geld stammt, das Sie auf der Stuttgarter Bank deponiert haben? Aus den Einkünften, die Sie eine Zeitlang vom hiesigen Rundfunk bezogen, stammt es doch wohl kaum?“

„Nein.“ Er versuchte zu lächeln, aber das Lächeln schmerzte. Haltung! sagte er sich.

Kiewening schob sich vor. Er zog die Augenbrauen hoch und sagte bedeutsam: „Wir wissen, daß es mit diesem Herrn Brod alias Blinsky zusammenhängt. Ja, das wissen wir auch. Wo steckt er?“

Inge wandte sich ihm zu: „Wenn Sie den einstigen Privatsekretär meines Vaters meinen — er ist tot. Er ist das Opfer eines Eisenbahnunfalls auf dem Pariser Bahnhof St. Lazare geworden.“

Kiewening verlor seine überlegene Haltung und murmelte etwas wie „außerordentlich leid . . .“ Er meinte es ehrlich: nun würde er den zugefügten Vorschuß, auf den er stuchend gewartet hatte, in den Schornstein schreiben können. Er verlor fast alles Interesse an dem Verhör. „Ich war es meinem Institut schuldig“, begann er verwirrt. „Dem Institut Oulus —“ Einen Augenblick sah es aus, als ob er seine Empfehlungskarte ziehen wollte.

Der Beamte drängte ihn beiseite. „Also Sie sind so freundlich, uns zu sagen, woher das Geld stammt? Wir können Sie dann gleich verlassen.“

Inge trat zu Grotted und berührte seine Hand. Er sah sie nicht an, aber diese leichte Berührung war wie ein elektrischer Schlag, der sein ganzes Wesen durchzuckte.

Nebel traten vor seine Augen. Alles versank: Ruf, Ehre, Name, Grotthausen, die Mutter, Inge —

Nun mußte es gesagt werden. „Ich habe es . . . Es ist mir . . .“ Er stockte. Wenn er jetzt sagte: „Es ist mir vom Himmel gefallen“, dann sperren sie ihn ins Irrenhaus. Es war vielleicht besser als alles andre. Er riß sich zusammen. „Das besprechen wir wohl besser draußen, meine Herren.“

Kiewening stieß den Beamten an. Haben wir ihn oder nicht? hieß seine Geste. Der Kommissar nickte. „Sie können das Zimmer bestimmen.“

„Nein. Nicht in diesem Haus. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen.“ Er versuchte zu gehen, aber seine Füße gehorchten ihm nicht.

Wie aus weiter Ferne hörte er Inges feste, klare Stimme. „Was für Geld meinen Sie, meine Herren? Um welche Summe handelt es sich?“

Der Beamte nannte bereitwillig dem schönen Mädchen die Summe, und Kiewening bestätigte sie mit energischem Kopfnicken.

Nun war es zu Ende. Nun mußte sie von ihm fort. Wenn sie jetzt nur nicht sprach! Alles würde leichter sein, wenn sie jetzt nicht sprach. Aber ihre Stimme klang wieder, und er wagte in Scham und Reue nicht hinzuhören.

Da fuhr er herum. Was sagte sie?

„Sie haben sich ganz umsonst bemüht, meine Herren“, klang es herüber. „Das Geld stammt von mir. Es ist genau die Summe, die ich Herrn Grotted zur Verbesserung seines Gutes gab.“

„Sie?“ fragte der Beamte verwundert. „Wir haben natürlich keinen Grund, diese Angabe zu bezweifeln, aber Sie erlauben wohl, daß wir nach dem Grund fragen, der Sie zur Hergabe einer so bedeutenden Summe veranlaßte.“

„Sie ist für mich nicht so bedeutend“, sagte Inges klare Stimme. „Und der Grund . . .“ Sie brach ab. Sie sah hinter den Beamten ihren Vater stehen. Er hatte wohl schon die ganze Zeit zugehört.

Ihre Stimme zitterte nur ganz wenig, als sie fortfuhr: „Der Grund? Herr Grotted ist seit langem mein Verlobter.“ Ihre Augen flammten trotzig, als sie sich zu Grotted bekannte.

Schweigen fiel in dem Raum, schwer und drückend. Man hörte einen kleinen Vogelschrei draußen im Garten.

Der Beamte sagte sich zuerst. „Natürlich, dann ist unser Auftrag erledigt.“ Seine nächsten Worte galten mehr Kiewening als den andern: „Wer eine Tochter Brodersens zur Braut hat, steht außerhalb jedes solchen Verdachts. Wir bitten um Entschuldigung.“

Als er den Hausherrn erkannte, zögerte er. Er wartete auf eine Bestätigung dieser überraschenden Aufklärung, aber er empfing nur eine befehlende Geste, die zur Tür wies.

Die beiden Herren gingen, und Brodersen folgte ihnen bis auf die Treppe. Was er ihnen sagte, verriet er nie.

Inge stand mitten im Zimmer, beide Hände auf das klopfende Herz gepreßt. „Nun? Habe ich es so recht gemacht?“ sagten ihre Augen.

Taumelnd schritt Grotted auf sie zu. „Du . . .“, stammelte er. „Du!“ Er wagte nicht, ihre Hand zu fassen. „Wie konntest du . . .? Du weißt ja nicht, ob ich nicht ein Verbrechen begangen habe . . .“

Ihre Augen lachten ihn an. „Wenn es eins war — nun trage ich es mit dir. Glaubst du nun, daß ich dich liebe?“

Er sah sie lange an, als sähe er sie zum erstenmal. „Nun mußt du alles hören, und ein Verbrechen war es nicht.“ Sie glitt in seine Arme und hörte seine Beichte. Sie erlebte die Zeit mit, wo er aus dem tänzelnden Rhythmus seines Lebens geworfen wurde, in einen Wirbel von Fragen und Rätseln geschleudert, der ihn aber am Ende zu ihr getragen hatte.

„Alles mußte so sein“, sagte Inge. „Alles war nötig, Liebster. Wie hätten wir einander sonst so erkannt. Und daß das Geld damals verschwand, war ein großes Glück. Wie vieles ist so ungeschöen geschehen!“ Sie wandte sich plötzlich um. „Wo ist Vater geblieben?“

In diesem Augenblick trat Brodersen ein. Er durchquerte das Zimmer und blieb am Flügel stehen. „Inge!“ sagte er nach einer Weile, und seine Stimme klang wunderbar zart und vorsichtig.

Sie warf Grotted einen zärtlichen Blick zu und trat zu ihrem Vater. „Nun weißt du alles, Vater. Nun weiß es die Welt. Wirßt du mich fortjagen?“

„Was du redest! Komm näher zu mir, daß ich dich fühle.“ Seine Stimme bebte in einem inneren Sturm. „Habe ich so an deiner Jugend gesündigt, daß du das sagen kannst? Bin ich auch hier schuldig?“

„Ich gehöre zu ihm, Vater. Du wußtest es längst.“ Er schwieg eine Weile. Seine Rechte war von ihrer Hand gesunken. Durch seine massige, schwere Gestalt ging ein Zucken.

Inge beobachtete ihn lange. „Vater, mach es dir nicht so schwer! Dir und uns!“ Sie stand dicht neben ihm, und beide waren gleich groß, und sie schienen in diesem Augenblick auch gleich stark. Ihre Willen rangen miteinander. Aber Inge war die Stärkere.

„Verzeih“, sagte er leise, so leise, daß nur sie es hören konnte. „Aber ich wußte ja nicht, daß man so lieben kann . . .“ Sie spürte eine Träne auf ihre Hände fallen. Nie hatte sie ihren Vater weinen sehen.

„Ich bin ja deine Tochter“, lachte sie ihn glücklich an.

Er richtete sich wieder auf. „Ja, wir sind ein starkes Geschlecht“, sagte er befriedigt. „Wir zwingen die Welt, so oder so.“ Als schämte er sich seiner Schwäche, verließ er sie unvermittelt und ging zu seinem Arbeitszimmer. Da hielt ihn der jagende Ruf Inges fest: „Vater, er wartet auf dich.“

„Ja, er soll zu mir kommen.“ Er wartete an der Tür, bis er Grotteds Hand in der seinen spürte. „Die Hand ist noch schwach, aber sie wird einmal . . .“ Damit nahm er den Mann, den seine Tochter liebte, bei sich auf —

Als er in sein Zimmer trat, fragte das kleine Fräulein, das am Fenster stand und ihn erwartete: „Kann ich gehen, Herr Brodersen?“

„Bewahre. Sie haben noch ein paar wichtige Dinge zu schreiben. Zuerst eine Depesche: Karola Grotted, Grotthausen bei Danzig. Sofort herkommen. Alles in Ordnung.“

„Und welche Unterschrift?“ „Brodersen, einfach Brodersen. Sie soll sich den Kopf zerbrechen, ob es meine Tochter ist oder ich. Die geben Sie auf der Post ab, wenn Sie nach Hause gehen, aber Sie dürfen keinem Menschen davon ver-raten.“

„Wie Sie befehlen, Herr Brodersen.“ „Und nun fahren Sie im Schreiben fort. Nehmen Sie eine neue Seite. Ein neues Kapitel beginnt, ver- stehen Sie?“

Das Fräulein mußte lange warten, bis sich seine Worte so geformt hatten: „Schreiben Sie: Der Haß ist eine lebendige Kraft, aber er ist ein Stümper, der zu kurzen Atem hat und darum über seine eignen Beine stolpert. Ich, der ich das Leben kenne, der ich es in seinen Tiefen und Höhen durchlebt habe, ich ver-rate meinen Lesern: Die Liebe ist das Stärkere, sie ist das Allmächtige. Sie muß es sein: sie hat sogar einen Brodersen bezwungen . . .“

— Ende! —

Am Toten Meer.

(394 Meter unter dem Spiegel des Mittel-meers.)

Von Dr. Erwin Stranik.

Der kleine Araber, Freund des einsam Reisenden, warnte vergeblich: „Shidi, Bahr Lat bietet nur Un-annehmlichkeiten. Brennende Hitze herrscht dort, mörderische Müdigkeit wird dich überfallen, — wer am Ufer des Salz-sees einschläft, erwacht nicht mehr! — Jerusalem ist eine schöne Stadt, Tel Aviv ist noch um vieles prächtiger, blühende Gärten und lauschige Ruheplätze gibt es am See Genesareth, — warum, Effendi, willst du gerade zum Meer der Wüste, dem Asphaltsee?“

Ernstes Besorgnis scheint sein Gesicht zu umtrüben, doch da er sieht, daß alle seine Einwände ohne Erfolg bleiben, weiß er auch bereits einen günstigeren Rat.

„Ich habe einen Freund hier, Shidi, eigentlich ist's ein entfernter Verwandter von mir. Er ist ein trefflicher Autolenter und fährt einen sehr schönen Wagen. Er wohnt nächst dem Jaffator, ich werde ihn holen, — mit ihm zu reisen ist es bequemer und schneller als auf Pferden oder Eseln.“

Und es währt nicht lange, bis der „sehr schöne Wagen“ — ein braver, alter Ford-Karren — herbeigerollt kommt. Aber 25 Kilometer geht die Fahrt, durch immer neue Täler und Schluchten, die nur spärliche Vegetation belebt, tiefer, stets tiefer, bis plötzlich metallischer Glanz die Augen blendet: das Tote Meer, 76 Kilometer lang und zwischen 3 bis 16½ Kilometer breit, liegt gleich einem ungeheuren, von den mannigfaltigen Edelsteinen durchwirkten Teppich zu Füßen der Wanderer. Der Lenker gibt Vollgas, der Wagen rollt in die schmale Küstenebene, schon hört man eiaentüm-lich hartes Plätschern der Wasser, betnahe klingt es, als ob Schwerter aneinander schlügen, dann stoppt das Auto und die letzten hundert bis zweihundert Schritte werden zu Fuß zurückgelegt.

Eine Landschaft ganz sonderbaren Reizes hat sich auf-getan. Bald bläulich flimmernd, bald ins Grüne schillernd, oft auch von Streifen hellen Rotes durchzogen, dehnt sich „Bahr Lat“, das Meer Lots, hier, wo nach den biblischen

Berichten einst Sodom und Gomorrha gestanden haben sollen, bis der Herr die in Unsaucht versunkenen Städte durch einen Schwefelregen vernichtete. Im Westen und im Osten umrahmt es steil abfallendes Hochland, das sich 700 bis 800 Meter über dem Wasserspiegel erhebt, durchbrochen von einer großen Zahl wildzerklüfteter Talschluchten. Hier und dort wuchern ein paar Pflanzen, sucht Gras die kahle steinerne Ode mit mattem Grün zu überglänzen, sonst ist alles „wüst und leer“. Das Meer selber aber, das seiner Bewingung durch Menschenkraft immer noch trotzt, liegt friedvoll inmitten der Berahänge, täuscht durch seine scheinbare Stille.

Gelehrte, die das Tote Meer wissenschaftlich zu ergründen suchten, oft mit Lebensgefahr, denn in den Wadis dieser Gegend haufen noch zahlreiche Beduinestämme, nicht gerade zivilisierterster Gattung, fanden, daß dieses Wasser, das zwar ziemlich hell und klar aussieht und nur etwas trüblicher erscheint, wenn man es durch seine Finger rinnen läßt, bis zu 25 Prozent salziger Bestandteile, und zwar Chlormagnesium, Chlorcalcium und Chlornatrium enthält. Tatsächlich wirkt es, sobald man die Zunge befeuchtet, ekelregend und bitter-scharf, und der Arm, den man versuchsweise in die Wellen getaucht, wird rot aufgebraunt, schmerzt und die Haut fühlt sich wie Leder an.

Diese Wirkung auf den lebenden Organismus bringt es auch mit sich, daß weder Fische noch Schalthiere darin existieren können. Ein Mensch, der sich auf die schweren Fluten legt, geht zwar nicht unter, wird jedoch, falls er nicht Gegentempi anwendet, unweigerlich vom Ufer fort in die Mitte des Meeres hinausgetrieben. Holzkähne und Schiffe, die den Salzsee zu befahren suchten, erwiesen sich bereits nach kurzer Zeit als unbrauchbar; die scharfe Lauge hatte Holz und Metall in gleicher Weise zertrümmert. Deshalb wurde auch die während des Weltkrieges hier zu Versprohantierungszwecken eingeleitete Schifffahrt nach Beendigung der Kämpfe sofort wieder aufgegeben, weil die Dampfer und Motorboote sich zu sehr gelitten hatten, außerdem jede Befahrung des Meeres auch noch dadurch schwieriger sich gestaltete, daß hier nur Fahrzeuge geringen Tiefganges möglich waren; denn trotz der effektiven Tiefe von bis 399 Meter des Toten Meeres läßt dieses eben wegen seiner eigentümlichen Zusammensetzung des Wassers keine normal tiefgehenden Schiffe zu, so daß bei den hier oft ganz unerwartet auftretenden äußerst heftigen Stürmen überaus leicht die Gefahr zu kentern sich ergeben könnte, ja, dies auch wirklich oft geschah, was dann meist nicht nur einen Verlust der Fahrzeuge, sondern gewöhnlich auch einiger Menschenleben zur Folge hatte.

Neben diese Gefahren des Wassers tritt der mörderische Einfluß der brütenden Sonnenhitze, die hier um so gefährlicher wird, da bei dem hohen Sonnenstand kaum jemals Schatten einzutreten pflegt. In heimtückischer Weise überfällt die hierhergekommenen Menschen eine Art starker Müdigkeit, welche zum Schläfe verlockt. Hat man sich diesem einmal ausgeliefert, so erwacht der Körper kaum mehr von selber. Die Grenze zwischen Leben und Tod wurde ganz sachte, ganz unbewußt aufgehoben und der Ermattete schlummert, ohne es zu wollen, ins Jenseits hinüber.

Immer drückender lastet die Hitze, die infolge der Vegetationslosigkeit noch die der tropischen Urwälder zu übersteigen scheint, über dieser Gegend, die, einem Glutofen ähnlich, Wärme nicht nur vom Himmel empfängt, sondern auch aus den eigenen Schroffen und Bergen widerstrahlt. Der Jordan, der auf seiner langen Wanderung bis zum Toten Meer stets sein Tal befruchtet, vermag hier auch mit seinen größten Wassermengen nichts mehr auszurichten. Tag für Tag, wird berichtet, bringt er dem Salzsee sechs Millionen Tonnen frischen Süßwassers zu, doch diese ganz ungeheure Menge verdunstet, wird von der bitteren Lauge des Toten Meeres aufgesogen und verschwindet spurlos. Das Meer selber hat keinen Abfluß, hier dümpelt einem das Ende der Welt zu sein, alles verbrennt und vergeht in ständig dämpfem Glut.

Der kleine Araber kommt wieder herbei. „Shidi“, sagt er, „du hast nun Vador Vat gesehen, den fruchtbarsten Salzsee, von dem es heißt, daß er das einst so fruchtbare Tal von Siddim bedeckte. Jetzt ist's genug. Kehre um, auch wenn du dich noch wohl fühlst. Denn das Land und die Sonne hier sind tückisch: viele werden erst nach Tagen krank, kaum einer leidet nicht Schaden an seiner Gesundheit, wenn er hier länger verweilt.“

Diesmal ist es wirklich klüger, dem Rate des Erfahrenen zu folgen. So wird der Motor eilig angekurbelt, in rasender Fahrt geht es wieder gegen Jerusalem.

Nicht einer wendet den Blick zum Toten Meer zurück, dessen metallischer Wellenschlag noch lange in aller Ohren klingt, auch dann noch, als er in Wahrheit gar nicht mehr vernommen werden kann.

Originelle Zeitungs-Anzeigen aus der Bidermeierzeit.

„Aufmachung beim Inserat ist alles!“ lautet heute die Losung. Und so ist die Abfassung zugkräftiger Anzeigen zu einer förmlichen Wissenschaft geworden, wobei das Bestreben herrscht, die Konkurrenten tunlichst zu überflügeln.

Zeitungsanzeigen wirkungsvoll zu gestalten, bemühten sich schon unsere Väter. Es wird nicht uninteressant sein, an einigen Beispielen vorzuführen, wie vor etwa einem Jahrhundert Annoncen aussahen.

Die berühmten „Warnungen“, „Geld zu borgen“, gab es schon damals, und so lesen wir im „Lübeder Anzeiger“ (1840):

„Edele Nachbarn, wadere Mitbürger! Leih uns nichts! Wir können schon auskommen, wenn wir wollen. Meine Frau und ich haben keine Kinder, und ich habe tausend Taler Einkünfte. Meine Frau schnupft aber heimlich Tabak und trinkt heimlich Kaffee. Ich gehe alltäglich in die Tabagie. Das ist nicht notwendig. So etwas führt zu Schulden. Darum leih uns nichts. Wir können auskommen. Tobias Esam Tabakhändler und Frau Christine.“

Mit der Sicherheit der Person und des Eigentums scheint es in der vielgepriesenen „guten alten Zeit“ nicht zum Besten bestellt gewesen zu sein. Schwerlich hätte sonst nachstehendes Inserat im „Lausitzer Anzeiger“ (1844) Platz gefunden:

Die unterzeichnete Fabriks-Compagnie sucht einen Portier für ihr Eingangstor. Derselbe muß wenigstens sechs Schuh und eine natürliche Antipathie gegen landstreichende Bagabunden und Bettler haben, auch muß er mit einem großen Hund versehen sein. Wenn derselbe recht barsch ist, ist es uns sehr angenehm. Die Gegend ertheilt dies. Reflektanten melden sich bei . . . in Kamens.“

Schon in den Zeiten, als der Großvater die Großmutter nahm, wurden die Ehen nicht immer aus Liebe geschlossen. Die Suche nach einer reichen Frau im Wege der Zeitungsanzeige war durchaus nicht ungewöhnlich.

Im „Genter Anzeigerblatt“ (1841) finden wir die sicherlich originelle Selbstpreisung eines jungen Mannes, der es auszeichnet versteht, seine Vorzüge ins richtige Licht zu setzen:

„Ein junger Mann von 24 Jahren, aus guter Familie, der Griechisch, Latein, Geschichte, schöne Künste und Wissenschaften, Mathematik und Zeichnen versteht und vorzüglich stark ist in Vokal- und Instrumentalmusik, wie im Tanzen, wünscht alle seine Talente, seine Person, die sehr schön ist, mit inbegriffen, in gefelmäßiger Ehe einer älteren Dame zu übermachen. Der Eheandidat erwartet von seiner künftigen nichts als Geld.“

Ein Musterjöhnchen, durch sein hitziges Vorgehen in Not geraten, benützt das „Aaraur Wochenblatt“ (1844), um seiner Mutter seine üble Lage in beweglichen Worten zu schildern. Natürlich fehlt die Bitte um Geld nicht. Der Bedrängte schreibt:

„Nicht wegen Diebstahl, sondern wegen Schlägerei sitze ich hier in Aaraur. Ich habe bloß im Wirtshaus wegen ungebührlicher Zechforderung den Kellner auf den Kopf gestipft, so daß er für tot weagetragen wurde. Das ist alles. Wo du hingereist bist, Mutter, weiß ich nicht, aber schide Geld. Hier bleibe ich, so ungern ich's auch tue. Schide Geld, Mutter, in jedem Falle werde ich die Zech bezahlen müssen.“

Zum Abschluß dieser kuriosen Anzeigenreihe ein Beispiel unfreiwilliger Komik. Ein herumziehender Menagerie- und Schaubudenbesitzer macht dem Publikum der Dresdener Vogelwiese (1842) folgende Mitteilung:

Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt, und mache ich das Publikum darauf aufmerksam.“ F. A.

Gedankensplitter.

Von Julius Loeb.

Wer eine böse Tat verheimlichen will, tut am Besten, sie nicht zu begehen.

Mittelmäßige Menschen haben ebenso gut ihren Wert wie Nullen hinter Ziffern.

Meinungen sind wie Uhren: alle gehen verschieden, und man verläßt sich schließlich nur auf seine eigene.

Je weiter das Ziel, desto höher muß man zielen.

Es gibt auch ansteckende Krankheiten des Geistes.

Haus, Hof und Garten

Des Kleingärtners Tagewerk im November.

Nun steht die trübste Zeit im Jahr bevor. Überall Trauerstimmung in der Natur. Nur selten zeigt sich die Sonne. Der Himmel lüftet kaum den Wolken Schleier. Dichte Nebel und häufige Regenschauer, von heulenden Stürmen oft begleitet, hüllen die kahlen, kahlen Fluren in eintöniges Grau. Schließlich breitet der Schnee sein weißes Leichentuch über die entschlafene Natur, die Hoffnung auf schönere Zeiten in uns weckend.

Im Obstgarten beginnt, wenn alle dringenden Gartenarbeiten, wie das Bergen des Gemüses beendet sind, bei trockenem Wetter nunmehr die Pflege der älteren Bäume. Da gilt es zunächst die Krone in Ordnung zu bringen. Die abgebrochenen und abgestorbenen Äste müssen mit der Säge entfernt werden. Dabei ist darauf zu achten, daß starke Äste nicht abreißen und keine schwer heilbaren Splitterschäden entstehen. Dann ist die Krone auszulichten. Allzu dicht stehende, sich kreuzende, sowie in die Krone hineinwachsende Zweige sind zu entfernen. Man vergesse auch nicht die schmarotzenden Zweige am Stamm und Wurzel zu beseitigen. Dann muß der Stamm von den alten Rindenschorben, hinter denen zahlreiche Schädlinge ihr Winterquartier aufgeschlagen haben, abgetraut werden. Sie sind zu sammeln und zu verbrennen. Der gesäuberte Stamm wird mit Obstbaumkarbolinum bestrichen. Die Baumbänder an den Baumpfählen der jungen Hochstämme sind nachzusehen, auf ihre Haltbarkeit und vor allem auf ihren Sitz zu untersuchen, damit sie nicht an den Stämmen reiben und sie wund reiben.

Noch können bei offenem Wetter junge Obstbäume und Beerensträucher gepflanzt werden. Wer auf Verkauf seiner Früchte angewiesen ist, pflanze nur einige gute, bewährte Sorten, vor allem solche mit lebhaft gefärbten Früchten, die auf dem Markt leichten Absatz zu annehmbaren Preisen finden.

Wenn Busch- und Formobstbäume nicht tragen wollen, untersuche man, ob sie nicht zu tief stehen, so daß die Veredelungsstelle sich in der Erde befindet. Solche Bäume müssen aus der Erde genommen und von neuem, aber diesmal höher als vorher, gepflanzt werden. Dann werden sie in der Regel bald tragen.

Vor allem aber sollte jeder Obstzüchter daran denken, energisch gegen Schädlinge und Krankheiten seiner Obstbäume vorzugehen. Die Überhandnahme der durch sie herbeigeführten Schäden in den letzten Jahren bildet eine große Gefahr für unseren deutschen Obstbau. Darum ist jeder Obstbaumzüchter verpflichtet, an der Abwendung dieser Gefahr nicht nur in seinem eigenen Interesse, sondern auch aus Rücksicht auf seine Nachbarn eifrig mitzuarbeiten. Nur durch eine allgemeine rationelle durchgeführte Bekämpfung dieser Schädiger kann eine Hebung und Besserung unseres Obstbaues erfolgen. Überall sind die Leimringe, die zum Fange des Weibchens des Frostspanners um die Bäume angelegt wurden, auf ihre Klebfähigkeit zu untersuchen. Sie sind, wenn nötig, von neuem mit Leim zu bestreichen. Haben sich die Blätter auf dem Fanggürtel festgeklebt, so sind diese zu entfernen, damit sie den Schädlingen nicht als Brücke über die Klebstellen beim Hinaufkriechen dienen.

Überall, wo Blattläuse an den Apfelbäumen in diesem Sommer aufgetreten sind, ist es ratsam, alle Blattläusherde mit einer 10prozentigen Laniganlösung zu bestreichen. Man legt auch bei stark befallenen Bäumen den Wurzelhals bloß und bestreue die hier stehenden Läuse mit Tabakstaub, worauf die Erde wieder beizuziehen ist.

Ebenso wichtig ist es, die sogenannten Raupennester des Goldäfers und Baumweißlings, die häufig an den Enden der oberen Zweige sich befinden, samt diesen abzuschneiden und zu verbrennen. Auch die verhußelten Früchte, Fruchtummien, die man bei Äpfeln, Birnen und Zwetschen nach dem Laubfall noch häufig lange hängen sieht, sind zu beseitigen. Sie sind die Träger der Krankheiten des berühmten Posterschwimmels und müssen daher durch Feuer vernichtet werden.

Im Gemüsegarten werden die abgeräumten Beete alsbald in rauher Scholle umgegraben und mit Stalldünger gedüngt. Bei dieser Arbeit lese man sorgfältig die Wurzeln der Gurken, Dikeln und Widen aus und verbrenne sie später. Dasselbe sollte auch mit den Kohlstrieken geschehen

Kalkarme Böden werden im Herbst bei trockenem Wetter mit Kalk einige Wochen vor oder nach dem Unterbringen des Stalldüngers überstreut (15 Kilogramm auf 1 Ar). Auf leichte Böden verwende man besser gemahlene Kalkstein oder Kalkmergel in der doppelten Menge.

Im Blumengarten sind nunmehr mit Eintritt kalten Wetters die Rosen gegen Frost zu schützen. Die hochstämmigen Rosen werden niedergebogen und ihre Kronen in die Erde gelegt und die Stämme mit Fichtenreisern bedeckt. Bei den Buschrosen genügt ein Anhäufeln mit Erde oder Torfmull vollständig. Die Stauden sind, nachdem das Laubwerk handhoch über dem Boden abgeschnitten worden ist, entweder mit diesen oder besser mit Fichtenreisern bei Eintritt starker Kälte zu bedecken.

Die Überwinterungsräume, in denen die Topfgewächse untergebracht sind, können immer noch bei warmem Wetter in der Mittagszeit gelüftet werden. Alle in Knospen oder Blüte stehenden Topfpflanzen sind regelmäßig mit lauwarmem Wasser zu gießen. Blattpflanzen, ferner Pelargonien und Fuchsen bekommen nur soviel Feuchtigkeit, daß der Wurzelballen nicht austrocknet. B. C.

Zerstreute Blumen im Gartenrasen.

Wer seinem Gartenrasen einen prächtigen Frühlingschmuck verleihen will, der mache einen Versuch mit dem Auspflanzen einiger Streublumen. Darunter versteht man kleine, frühblühende Zwiebelgewächse, wie Krokus, Schneeglöckchen, Scilla, die man über den ganzen Rasen oder an einem Teil desselben zerstreut in den Boden steckt. November ist die geeignetste Zeit hierzu. Beim Pflanzen bedient man sich eines kleinen Pflanzenholzes und macht damit etwa 4-5 Zentimeter tiefe Löcher, in die die Zwiebeln gesetzt und dann mit Erde überdeckt werden. An ein Erfrieren ist nicht zu denken. Auch an den Boden stellen sie keine besonderen Ansprüche, nur Sonne wollen sie haben. Nach dem Abblühen kann man die Zwiebeln im Boden lassen, sie treiben und blühen im nächsten Jahre wieder. Nur bei längerem Stand im Rasen gehen die Krokus zurück. Man nimmt sie daher nach dem Abwelken aus dem Boden, hebt sie trocken auf und steckt sie im Herbst an anderen Stellen wieder in den Rasen.

Die Mistel, ein gefährlicher Schmarotzer an unseren Obstbäumen.

Die Mistel wird leider immer noch häufig auf Apfel- und Birnbäumen oftmals in starken Büschen angetroffen. Ihre weißen Beeren werden von der Mistelrossel gern gefressen. Ihre Kerne werden nicht verdaut und mit dem Kot ausgeschieden. Gelangen sie auf einen Zweig der Obstbäume, so werden sie durch den ihnen anhaftenden Schleim festgeklebt, keimen hier und dringen mit ihren Keimwurzeln senkrecht in den Holzkörper des Zweiges ein. Aus den Wurzeln sprossen dann kleine Zweige, die sich bald zu starken Büschen entwickeln. Da sich die Mistel in dem Ast nach rechts und links weiter verzweigt, so muß der befallene Ast wenigstens ein großes Stück vor dem Mistelbusch abgeschnitten werden und die Wunde mit Teer oder Obstbaumkarbolinum bestrichen werden. Das Ausbrechen der Mistelzweige hat keinen Zweck, da sie von neuem ausfliegen.

Praktische Winke.

Gurken haben einen ziemlich hohen Wasserbedarf, der namentlich in trockener Zeit durch regelmäßiges Begießen befriedigt werden muß, wenn die Pflanzen auf humusarmen Boden stehen. Geschieht das nicht, dann entsteht nur zu leicht Stofftodung, auf die das Bitterwerden der Früchte zurückzuführen ist. In sehr trockenen Lagen ist es ratsam, um die Feuchtigkeit dem Boden zu erhalten, ihn durch Reiser leicht zu beschatten. Jedenfalls ist vor dem Gießen in voller Sonne und mit kaltem Wasser entschieden zu warnen.

Kröten sind außerordentlich nützliche Tiere, wenn sie auch einmal an den zarten Blättern der jungen Pflanzen nagen sollten. Auf ihrer nützlichen Jagd vertilgen sie im Gemüsegarten große Mengen Schnecken, Maden und Larven, meistens Schädlinge, die unsere Nutzpflanzen oftmals schwer heimsuchen. Die englischen Gärtner wissen ihren Nutzen nicht hoch genug anzuschlagen und zahlen oftmals einen Schilling für eine Kröte.